

Sebastian Gärtner
Matrikelnummer: 0507051

Schriftlicher Teil der künstlerischen
Abschlussarbeit

**“IKONOTOPOGRAPHIEN
(flatbed picture cubes)”**

Betreuer:
Sen. Lect. Mag.art. Ricarda Denzer
Univ.-Lekt. Mag. Dr.phil. Franz Thalmair

Angestrebter akademischer Titel: Master of Arts

Studienrichtung: TransArts
Institut für Bildende und Mediale Kunst
Universität für angewandte Kunst Wien

Sommersemester 2016

Ich scrolle vorbei an: „Hochwertige Kunst sehr qualitativ, abstrakt Öl auf Leinwand, 20€“, vorbei an „Gobelin-Stickbild mit Rahmen/Pferd, 80€“ und „Bilder für Empfangshalle oder Arztpraxis, 3.000€“, amüsiere mich kurz über: „LED Bild Waldidylle in Winterlandschaft Wintertraum- 7 Stück vorhanden- 10€“, und blättere auf die nächste Seite.

Seit etwa zwei Wochen suche ich täglich nach neu eingestellten Bildern. Momentan finden sich fast 9000 davon auf willhaben.at.

Den allermeisten Verkäufern fehlt jegliche vernünftige Einschätzung über den Wert ihrer Gemälde. Gefällt es den Leuten, verlangen sie 200€, gefällt es ihnen nicht, verlangen sie 50€. Gefällt es ihnen nicht, weil sie keine Ahnung von Kunst haben und wissen, dass sie keine Ahnung von Kunst haben, gehen sie davon aus, dass es wertvoll sein muss und verlangen völlig absurde Summen. Mit Abstand am teuersten sind allerdings jene Bilder, die von den Verkäufern selbst gemalt wurden.

Soeben entdeckte ich „*Der schwarze Felsen, 4.999€, 2004*“. Eine Abscheulichkeit von einem Bild. Lieblos gemalt, in der Komposition völlig unausgewogen, technisch erbärmlich, einfallslos, nicht einmal kitschig. Obwohl sich im Inserat kein Hinweis darauf befindet, bin ich überzeugt, dass es der Anbieter selbst gemalt hat.

Gleich darunter ein „*ÖLGEMÄLDE. SEHR ALT!!!, 750€ VB*“. Eine schöne Madonna mit Kind, wohl aus dem 19. Jahrhundert. Mit 80x90 wäre das Format geeignet, aber 750€ sind mir natürlich zu viel.

Es ist eines der wenigen figürlichen Gemälde, wenn man einmal von „*Acryl Malerei Popart Pirat of Caribbean Jonny Depp, 1.489€*“, „*Bild von Schille, 100€*“ und dergleichen absieht. Landschaften und Blumenstillleben dagegen sind, ebenso wie abstrakte Acrylbilder jüngeren Datums, absolut überrepräsentiert. Natürlich finden sich auch einige Heiligenbilder („*Adam von Michael Angelo*“, oder „*Bild ‚Hände‘ Leonardo da Vinci mit Eisen-Kerzenhalter*“), tausende Darstellungen von Haus- und Raubkatzen sowie anderem Getier („*White Tiger, 25€*“ aber auch „*Aquarell Golden Retriever, 45€*“) etliche Gobelins, naive Hin

terglasmalerei, gelegentlich Ikonen und allerhand Druckgrafiken und Kunstdrucke.

Gestern stieß ich auf „*Hübsches Nostalgie-Bild von Otto Nowak in einem sehr schönen, alte Holzrahmen, 50€*“ (eine wundervoll komponierte, impressionistische Straßenszene mit altem Ehepaar im Vordergrund und Obstverkäufer im Hintergrund. Einige von Nowaks Bildern wurden im Dorotheum um 1.500€ ausgerufen).

Obwohl es schon seit über einem Tag online war, sei es noch zu haben. Die Verkäuferin (Mitte vierzig, wohlhabend, gutaussehend, Lagerraum in Währing) sagte, es stamme aus dem Nachlass ihrer Tante.

Das Bild stellte sich als Faksimile heraus.

Der Rahmen allein sei doch aber schon 40 Euro wert.

Das stimmte zwar, aber ich hatte mich entschlossen, an Rahmen nicht interessiert zu sein. Ich hinterließ meine Nummer, falls im Nachlass der Tante noch ein Ölgemälde, eine Gouache, eine Acrylmalerei, meinerwegen auch eine Kaltnadel- oder Aquatinta-Radierung auftauchen sollte.

Als ich zurück in die Werkstatt ging, war ich etwas ratlos, weil momentan all meine Bilderquellen

versiegt waren.

Und die Onlinesuche verlangt mir eindeutig zu viel Geduld ab.

Ich habe zwar noch zwei mittelformatige Aquarelle, die ich im Herbst einem zwielichtigen, im Sterben liegenden Sammler aus Kufstein abgekauft hatte (das Dorotheum bestätigte meine leise Vorahnung, dass der niedrige Preis kombiniert mit den prominenten Signaturen eher nicht auf Originale hindeutete). Aquarelle jedoch sind für meine Zwecke denkbar ungeeignet.

Ich erstand außerdem eine scheußliche Pastellzeichnung und ein kleines Acrylbild. Nachdem ich mein Elternhaus durchstöbert hatte, besitze ich zudem drei Ölbilder meiner Großmutter (zweimal Blumenwiese und eine Lichtung im Birkenwald, alle aus den Siebzigern und sehr hübsch), ein recht schönes, informelles Gemälde mit der Signatur „Seebacher '86“, das bei Betrachtung Kindheitserinnerungen weckt, sowie ein Bild, das mein Urgroßvater gemalt hatte. Es zeigt eine norditalienische Landschaft mit zwei Pappeln (oder Pinien), einem Teich

und Ruine im Hintergrund. Meine Großmutter glaubte sich zu erinnern, dass es ihr Schwiegervater von einer Postkarte abgemalt hatte. Leider ist es in einem erbärmlichen Zustand (weckt aber ebenfalls Kindheitserinnerungen).

Hinzu kommen noch eine, mittlerweile zerstörte, Aquatinta Radierung von Maria Moser aus einem Altwarenhandel und vier kleinformatige Bildchen, die ich vor Monaten viel zu teuer am Flohmarkt erstanden hatte, um einige Testläufe durchzuführen.

Was mir jetzt vorschwebt, ist ein Gegenstück zu den beiden Bildern (Oma und Seebacher), die ich gestern abgegossen habe. Beide sind mit recht pastosen Pinselstrichen auf ungrundierte Leinwand gemalt. Die Abgüsse bekommen dadurch eine textile Optik, die ich gern durch ein Bild mit ausgeprägtem Craquelé ergänzen würde. Nach etwa 1600 Anzeigen habe ich meine Vorauswahl auf fünf Stück begrenzt:

„altes Gemälde, Anna von Rath?, 45€, 30x20“

(ein schönes Seestück mit Booten, Möwen und einem kleinen Strand, zarter Strich in blassem Grün und Beige. Vermutlich aus den 1930er Jahren.)

„Otto Reiss 1925 Ölbild Art Deco Jugendstil Wald Baum Einsamkeit Neue Sachlichkeit, 55€“

(ebenfalls pastoser Farbauftrag, weder Art Deco noch Jugendstil, und schon gar nicht Neue Sachlichkeit. Expressiv gemaltes Bild eines Mannes, unter einem dünnen Baum sitzend.)

„Daniel PENTHER, geb. Lemberg 1837-1887 Wien, Ölgemälde des 19. Jhdts. HANDSIGNIERT.,120€“

(ein zartes Biedermeierportrait vor rotbraunem Hintergrund – ich kann mir vorstellen, dass es Markus Schinwald gefallen würde. Bedauerlicherweise befindet sich ein Loch in der Leinwand über der rechten Schulter),

„Öl auf Leinen ‚Altes Öl auf Leinen Bild (100x72), unleserlich Mßßßmann ? signiert‘, 200€“

(und jeden Euro wert – ein herrliches Biedermeiergemälde eines kleinen Jungen, nachdenklich auf einer außerordentlich saftigen Wiese am Bach sitzend. Wenn der Wunsch Vater des Gedanken wäre, könnte man entweder Friederich Gauermann oder Theodor Hosemann als Autor vermuten, leider beginnt keiner der beiden mit ‚M‘).

sowie *„Bild, 50€“*

(ein recht schönes, spätimpressionistisches Seestück mit Windmühle und Segelboot in fahlen Blau- und Gelbtönen, leider in Graz und daher schwer zu besichtigen).

Ich entscheide mich für das Biedermeiergemälde, rufe an, es sei noch zu haben, und fahre nach Niederösterreich.

Der Verkäufer (Glatze, Brille, großes Auto, sympathisch) holt mich vom Bahnhof ab.

Wer denn bitte mit dem Zug nach Paudorf fahre, um sich ein Bild um 200 Euro zu kaufen?

In einem kleinen Kellerraum lagert seine Sammlung. Er sammle alles, habe vor zwei Jahren nach einem Burn-out alles verkauft, fange jetzt wieder mit Bildern an.

Das sei die reinste Krankheit.

Das kann ich mittlerweile nachvollziehen.

Der Bilderrahmen ist im Verhältnis zu der Kammer erschreckend groß und golden und barock (jetzt wo er an meiner Wand hängt und etwas Weiß um sich hat, scheint er das Bild zu betonen und zu erdrücken und zu erhöhen). Ich bin sofort begeistert von dem dezenten Craquelé und der abgeblätternen Farbe an den Rändern.

Unter dem Rahmen sei das noch wesentlich schlimmer, und überhaupt gehöre das Bild hergerichtet. Aber er braucht mich nicht mehr zu überzeugen.

Ich fühle mich sofort auf seltsame Weise mit dem Bild verbunden.

Es stammt wohl aus der Mitte des 19. Jahrhunderts, ist in Ansätzen noch der Romantik verpflichtet, jedoch insgesamt biedermeierlich. Ein leicht düster, aber nicht bedrohlich bewölkter Himmel füllt das obere Viertel.

Rechts wird er überlagert von einer Gruppe dunkler Fichten (oder Tannen, oder was weiß ich), die sich kontrastreich gegen den Hintergrund absetzen.

Im Mittelgrund entspringt ein Bach, der das Bild in einer Kurve nach rechts unten hin verlässt. Rechter Hand befindet sich eine Wiese, deren sanfte Kuppen vom abendlichen Licht betont werden.

Das linke Bachufer ist gesäumt von jungen Bäumen und einem, mit Gestrüpp bewachsenen, Hang. Darunter erstreckt sich eine kleine Böschung, auf der ein Junge sitzt.

Traurig blickt er auf die kleinen Stromschnellen, die den Bach aus dem Bild befördern.

Ein Bündel Schafgarbe verdeckt seinen rechten Arm.

Während Himmel, Bach und Vegetation herausra-

gend gemalt sind, wirkt das Gesicht ziemlich unbeholfen. Eine Korrektur rund um den Kopf legt nahe, dass dieser ursprünglich wesentlich größer proportioniert gewesen sein muss. Seine Perspektive ist ebenso seltsam, wie die Haltung des Mundes und die verwackelten Lippen.

Zudem schielt der Junge ganz erbärmlich.

Insgesamt ist es recht melancholisch.

Gestern schalte ich das Gemälde meiner Großmutter aus – es war der zweite Abguss, und erstmals ein gutes Ergebnis. Kaum Lunker, zwar noch recht dunkel, aber in den nächsten Tagen würde es aufhellen. Man erkennt wunderbar die Struktur der ungrundierten Leinwand, sowie die pastosen Pinselstriche der Blütenblätter.

Der Seebacher (erster Versuch) hat noch einige Lunker und ein Mehlneist in der Mitte, ist insgesamt aber auch recht schön geworden.

Ich kaufe 25 kg Quarzsand als Körnung, eine Mörtelwanne (die Bilder werden größer, meine Kübel zu klein), eine neue Waage und baue einen Rahmen für mein Biedermeiergemälde. Langsam mische ich die zwei Komponenten des Silikons und gieße drei Liter über die Leinwand. Es bildet sich eine glatte, rosa-rote Schicht, die das Gemälde leicht durchscheinen lässt.

Ich repariere die Stützformen, die beim Ausschalen zerbrochen waren, warte auf Joseph und gehe auf eine Eröffnung.

Später trinken,
noch später tanzen.

Wie sagte schon Joe Cocker: Du bist nicht betrunken, solange Du am Boden liegen kannst, ohne Dich festzuhalten.

Heute fällt es mir schwer, zu liegen, ohne mich festzuhalten. Ich schaue Fußball und denke an Geoffrey Pyke, den Erfinder des Pykrete.

Irgendwann während des Zweiten Weltkrieges war Pyke auf die wahnwitzige Idee gekommen, einen gigantischen Flugzeugträger aus Eis zu bauen. Da normales Eis zu schnell schmelzen würde, entwickelte er ein Material namens Pykrete, das im Wesentlichen aus gefrorenem Wasser und Sägemehl bestand. Auf magische Weise wurde dadurch der Schmelzpunkt so weit hinaufgesetzt, dass es theoretisch möglich gewesen wäre, mit einem solchen Eisschiff durch tropische Gewässer zu fahren. Die dennoch nötigen Kühlaggregate hätten allerdings so groß sein müssen, dass sie zur Herstellung mehr Eisen benötigt hätten, als ein gesamter konventioneller Flugzeugträger.

Die Idee wurde nie umgesetzt.

Ich spiele mit dem Gedanken, die Gemälde mit Pykrete auszugießen und in der Donau Richtung Schwarzem Meer treiben zu lassen. Oder einfach

zu testen, wie lange die Bilder brauchen, um zu schmelzen.

Ich überlege auch, ob man nicht Gelatineabgüsse erstellen, und die Bilder in Pfützen montieren könnte. Überhaupt zweifle ich noch sehr an der Präsentationsform. Ich könnte mir Schattenfugenrahmen vorstellen, bin aber nicht sicher.

Ich dachte auch schon an klassische Sockel.

Im Halbschlaf vor mich hin dämmernd, dem Alkohol für alle Zeiten abschwörend, stelle ich mir vor, die Bilder ließen sich beliebig skalieren und etwa in eine Landschaft fräsen. In eine Sandsteppe, eine Schnee- oder Eisfläche, vielleicht auch in ein riesiges Feld pflügen. Das erinnert mich an ein Mousepad mit einem Spruch von Karl Valentin: „Kunst ist schön, aber macht viel Arbeit“.

Mein neues Silikon ist fantastisch. Extrem präzise, dabei nicht zu niedrig viskos, und vor allem sehr reißfest.

Ich nehme den „Mßßßßmann?“ aus der Form und mache mich daran, die Silikonschicht vom Bild zu lösen.

Mit einem Skalpell ritze ich vorsichtig in das Silikon auf der Rückseite des Bildes. Das rosarote, weiche Material zu zerschneiden fühlt sich an, als würde man ein Stück Fleisch filetieren, oder eine Operation durchführen.

Leider blättert um die Schadstellen am Rand ein wenig Farbe ab. Der Abdruck ist dennoch präzise; vor allem das Craquelé lässt ein interessantes Ergebnis erhoffen.

Ich verbrauche meine letzten zehn Kilo Gips, um die Stützform zu bauen (leider etwas zu dünn), vergesse, den Rahmen rundum abzudichten und müsste heute stundenlang den Boden reinigen, weshalb ich jetzt lieber schreibe, als in die Werkstatt zu fahren, wo mich ein heillos Chaos erwartet.

Neben den winterlichen Temperaturen ist das Verdichten des Betons bisher das größte Problem. Um so viel Luft wie möglich aus dem Material zu befördern, habe ich mir eine spezielle Stochertechnik angeeignet, bei der ich mit einer Spachtel in Abständen von einigen Millimetern schräg in den feuchten Beton steche und den Vorgang wiederhole, bis ich die gesamte Fläche dreimal bearbeitet habe.

(jetzt, zwei Monate nachdem ich diese Zeilen verfasst habe, scheint es mir wie eine Ewigkeit. Ich kann kaum glauben, wie sehr sich alles verändert hat, obwohl alles – wie einem das vom Leben immerzu suggeriert wird – gleich geblieben ist.)

Dazwischen rüttle ich die Gipsform, bis keine Luftblasen mehr aufsteigen.

Wie gesagt, ist die letzte Gipsform zu dünn geworden und zerbrochen.

Das erschwerte das Rütteln erheblich.

Am Freitag werde ich ausschalen.

Ich mache mir noch immer Gedanken über das richtige Display. Jede noch so kleine Entscheidung drängt die Arbeit in eine bestimmte Richtung.

Vielleicht,
dachte ich gestern Nacht in meinem Stammbeisl,
wäre es schön, klassische Skulpturensockel in die
Zweidimensionalität
(zumindest annähernd)
zu übertragen,
sie auf eine Platte zu reduzieren,
diese an die Wand zu schieben,
und die Bilder darauf zu präsentieren.
Das würde den skulpturalen Anspruch betonen,
ohne ihn zum alleinigen Thema zu machen und zu-
dem einige weitere Probleme lösen
(in erster Linie könnte ich von der barocken Hän-
gung, an der ich in letzter Zeit ohnehin zweifle, Ab-
stand nehmen und die Anzahl der Bilder reduzieren,
was mir finanziell sehr entgegenkommen würde).

Ich verabscheue es, zu warten.

Nach jedem Guss braucht der Beton zumindest zwei Tage, um abzubinden.

Eher drei,

besser vier.

Seine endgültige Belastbarkeit ist erst nach 28 Tagen erreicht.

Und alle chemischen Prozesse kommen erst nach zwei Jahren zum Erliegen.

Für meine Zwecke reichen einige Tage aus.

Und dennoch

Es sind ständige Leerläufe, in denen man nicht weiß, wie der Guss geworden ist.

Daher sinnlos, in dieser Zeit etwas anderes zu gießen.

Man muss die Fehlerquellen erkennen und versuchen, sie in Zukunft zu vermeiden.

Tagelang las ich mich in das Thema Beton ein.

Das meiste verstehe ich nicht.

Entscheidend ist unter anderem der sogenannte

w/z-Wert, der das Verhältnis zwischen Wasser und Zement festlegt.

Soviel ist mir mittlerweile klar.

Bei Normalbeton sollte er 0,48 nicht überschreiten, da ansonsten Oberflächenqualität und Festigkeit beeinträchtigt werden.

Bei selbstverdichtendem Beton (SVB), dem ein Fließmittel auf Polycarboxylatbasis (PCE) zugesetzt wird, reduziert er sich um die Hälfte, während sich der Anteil an Mehlkorn erhöht.

Mein erster Versuch mit selbstverdichtendem Beton scheiterte aufgrund des zu hohen Wasseranteils.

Ich habe es weiter versucht und einige Proben mit vielversprechenden Ergebnissen erzielt:

Den Beton in durchsichtige Plastikbehälter gefüllt, um sein Verhalten untersuchen zu können.

Das fertige Stück ist spiegelglatt und wunderschön.

In den letzten Tagen stieß ich auf einige Innovationen in der Betontechnologie.

Sie reichen von textilen Armierungen bis hin zu transluzentem Beton.

Es gibt berührungssensitiven Beton, elektrisch leitende Betone und Beschichtungen, die

wie Solarzellen funktionieren:

Beton, der Strom erzeugt.

Am meisten begeistert mich selbstreparierender Beton:

Zusätzlich zur Gesteinskörnung wird ein Granulat eingearbeitet, in dem sich Bakterien befinden: Entsteht ein Riss im fertigen Bauteil, werden die Bakterien durch das eindringende Wasser aktiv, ernähren sich durch Zusatzstoffe im Granulat und kitteten den Riss mit ihren kalkhaltigen Ausscheidungen.

Die Fertigteilindustrie verwendet Kompositbetone, die nach dem Prinzip eines 3D Drucks aufgetragen werden: Ultraleichte Bauteile, an einigen Stellen hohl, an anderen, der jeweiligen Belastung entsprechend, massiv.

Die Liste der Betonarten reicht von Unterwasserbetonen, hin zu frost- und tausalzbeständigem Beton, Pumpbeton, selbstverdichtendem Beton oder Spritzbeton. Er wird kombiniert mit Armierungen aus Textilien, Polypropylen, Glasfaser, natürlich Stahl, verschiedenen Fließmitteln, Stellmitteln, Verzögerern, Beschleunigern, Luftporenbildnern und

Entschäumen.

Es gibt feuerfesten Beton, selbstreinigenden Beton, Recyclingbeton, Infraleichtbeton, Stampfbeton, Spannbeton.

Mit Siebrückverfahren kann Fotobeton hergestellt werden.

Beton ist so komplex und undankbar, dass ein Gutteil der Sichtbetonflächen misslingt.

Aus irgendeinem Grund fällt das meistens nicht weiter auf.

Es kann zu einem Bluten des Betons (zu hoher Wasseranteil) kommen, zu einem Ausblühen an der Oberfläche (Kalk), zum Kriechen (fehlerhafte Armierung oder zu großer Mehlkornanteil), zu Korrosion, zu Rissen, Lunkern oder Kiesnestern.

Die klassische Sichtbetonoberfläche ist bedingt durch das Format der Schaltafeln (die immer gebraucht sein sollten).

Man unterscheidet zwischen saugenden und nicht saugenden Schalungen, deren Eigenschaften wiederum Einfluss auf die Oberfläche haben.

Da der Betoniervorgang ab einer gewissen Höhe unterbrochen werden muss, entsteht zwischen den

horizontal angeordneten Schalttafeln zwangsläufig eine Arbeitsfuge. Deshalb sind Betonoberflächen optisch fast immer modular. Das ist auch eines der größten Probleme, das ich mit Rachel Whitereads „House“ habe: sie orientiert sich an den Formaten der Schalttafeln, und nicht an den vorgegebenen Strukturen.

Am Bau werden zwei Schalttafeln im Abstand der Wandstärke parallel zueinander aufgestellt, abgestützt und mit Schalungsankern verbunden. Dazu benötigt man eine Bohrung durch beide Tafeln, in welche ein Anker (zwei Plättchen, eine Schnur) gesetzt wird. Im fertigen Bauteil sieht man daher immer kreisförmige Auslassungen im Abstand von etwa 50 - 100cm. Die meisten Architekten nehmen das in Kauf, da der Schalungsbau ansonsten ungleich komplizierter wird. Nur wenige verwenden diese Auslassungen als Stilelement.

Ich habe meine Strategie geändert.
Versuche nicht länger, Flächen herzustellen,
sondern Quader.
Die Bilder dreimal zu falten.
Ich könnte mich von der Wand wegbewegen,
und sie auf Sockel stellen.
Ich würde unbedeutende,
eingerollte
Bilder zeigen.
Bilder, die zu Plastiken würden.
Die sich womöglich aus sich selbst heraus,
aus Furcht vor dem eigenen Verschwinden,
zu einem Panzer zusammenrollten,
und sich konservierten.
Wie ein versteinertes Ammonit.

Leider wirft mich das einige Wochen zurück.

Diese Woche habe ich die ersten Versuche unternommen.

Zunächst muss ich die Silikonformen zuschneiden (die Ränder auf Gehrung, leichte Einschnitte auf der Rückseite, um beim Falten einen geringen Radius zu erzielen), um sie anschließend in vier Abschnitten auf eine Stützform aus Holz zu kleben (was aufgrund der geringen Adhäsion des Silikons schwierig und zeitraubend ist).

Da bei den Berührungspunkten der Leinwandränder ein Spalt in der Silikonform frei bleibt, gibt es keine Alternative zu einem Hohl-guss.

Das heißt, ich benötige eine innere Schalung und einen Armierungskorb.

Da es nach Abbinden des Betons sehr schwierig ist, die innere Schalung zu entfernen, muss sie oben und unten aus der Form ragen und dort verschraubt werden (mit zwei kürzeren und zwei längeren Seitenteilen).

Nach dem Abbinden lässt sie sich durch das Zusammenzwingen der gegenüberliegenden

Schmalseiten entfernen (theoretisch).

Da ich natürlich nicht mit Schalungsankern arbeiten kann, muss die innere Schalung durch eine exakte Auslassung am Boden der Gussform geführt, und oben mit einem Bügel fixiert werden, um stabil in der Form zu bleiben.

Der Armierungskorb hingegen kann nicht befestigt werden, und ich muss ihn während des langsamen Gusses immer wieder in Position bringen. Darauf achten, dass er einen Mindestabstand zu den Rändern hält.

Mit Normalbeton gibt es kaum eine Möglichkeit, einen regelmäßigen Guss ohne Lufteinschlüsse zu erzielen, weshalb ich selbstverdichtenden Beton herstelle:

Zement: $0,6\text{g}/\text{cm}^3$

Wasser: $0,2\text{g}/\text{cm}^3$

Mehlkorn: $0,25\text{g}/\text{cm}^3$

PCE 101: $0,024\text{g}/\text{cm}^3$

X33: $0,0018\text{g}/\text{cm}^3$

Körnung 0-3mm: $1,8\text{g}/\text{cm}^3$

Beim Anmischen der Komponenten (erst etwas Körnung, dann Wasser, Zement, etwas mehr Körnung, Zusatzmittel, restliche Körnung), scheint der Beton viel zu trocken.

Erst nach einigen Minuten bei hoher Drehzahl wirkt das Fließmittel, und die harten Klumpen zerlaufen wie Honig.

Fast scheint es dann, als wäre der Beton lebendig.

Als ich 15 Jahre alt war, bestellte ich ein Bambusdidgeridoo auf eBay.

Es kostete 20€ und kam nie an.

Zehn Jahre später bestellte ich einen Neoprenanzug um 40€, den ich ebenfalls nie erhielt.

Seither bin ich etwas skeptisch.

Dennoch habe ich vor einigen Wochen eBay für mich entdeckt.

Die Anzahl an eingestellten Gemälden ist ebenso bemerkenswert, wie die große Dichte an qualitativ hochwertigen Malereien und die Vielzahl der Suchparameter.

Zudem sind fast alle Bilder mehrmals mit hoher Auflösung fotografiert, was eine Besichtigung unnötig macht.

Ich versuchte mich zunächst erfolglos im Bieten und Steigern und bekam schließlich den (fast unbeabsichtigten) Zuschlag für ein Gemälde, das ich letzte Woche abgenommen habe: *„Traumhaftes, großes Ölbild, Liebespaar um 1890, signiert!! 150€.“*

Ich interessierte mich vor allem wegen des sehr aus-

geprägten Craquelés für dieses Bild, kontaktierte nach erfolgreicher Ersteigerung den Verkäufer und stieg in den Regionalexpress nach Gramatneusiedl. Dort in den Postbus nach Reisendorf.

Er habe, sagte der Verkäufer (violetter Trainingsanzug, übergewichtig, Vokuhila, morgen keine Zeit, weil in der Sauna), das Bild für seine Frau online gestellt, diese hätte es kürzlich geerbt.

Da die Busintervalle in Reisendorf recht großzügig sind, trank ich ein Krügerl beim Kirchenwirt.

Es war der erste kalte Tag nach dem ersten warmen Tag des Jahres.

Das Bild ist mit Heckerth signiert, die Jahreszahl unleserlich und schwer einzuschätzen. Das Craquelé ist wirklich sehr (vielleicht zu) stark ausgeprägt, die Leinwand extrem spröde. Es zeigt ein Hochzeitspaar in mittelalterlicher Gewandung, umsäumt von zwei Putten, sich vor einer antiken Ruine in den Armen liegend.

Nicht ganz unkitischig.

Das könnte aus dem 19. Jahrhundert sein, oder aus den 1970er Jahren, aber die Leinwand sieht tatsäch

lich recht mitgenommen aus und dürfte schon hundert Jahre alt sein.

Das zweite ersteigerte Bild erhielt ich gestern. „*orig. gemälde, ,informell,abstrakt,bez. mit ,thieler,expressionismus,moderne, 174€.*“

Es ist wunderschön.

Ich hoffe, es handelt sich um Fred Thieler, wodurch sich der Wert verzwanzigfachen würde.

Das Format jedoch kommt mir im Moment nicht gerade entgegen, ist mit 50x60 etwas zu klein (zumal ich schon drei Bilder mit ähnlichen Maßen habe).

Es handelt sich um eine Komposition in dunklem Rot, Dottergelb und Aquamarin, recht expressiv gemalt, mit pastosem Strich, immer wieder durchbrochen von lasierendem Farbauftrag.

Mein Strategiewechsel stellt mich vor nachhaltige Probleme:

Ich machte den ersten Probeguss aus Normalbeton:
Kleines Korn wie immer,
etwas zu wässrig wie immer,
hoher Mehlkornanteil,
goss die untere Hälfte massiv aus,
und steckte einen Fichtenblock als verlorene Schalung in die obere Hälfte.

Der Beton wurde gesprengt und blieb zum Teil an der Schalung haften.

Das Sprengen verstehe ich.

Aber nicht das Anhaften.

Ganze Teile rissen weg, als ich das Silikon abzog.

Also nächster Versuch

Diesmal mit Armierungskorb um die Risse zu vermeiden.

Und mit innerer Schalung aus beschichtetem Holz.

Richtig verschraubt, um sie beim Ausschalen wieder entfernen zu können.

Zudem mit selbstverdichtendem Beton.

Und?

Und?

Der Beton bröckelt vom Armierungskorb ab.

Die Oberfläche ist voll von Ausblühungen.

Trotz eines sehr niedrigen w/z-Werts

blutet der Beton.

Im ersten Quartal 2016 erzeugte ich immerhin
0,000000057% des weltweit produzierten Betons.

Und noch immer verstehe ich nichts von diesem
Material.

Vor einigen Jahren, ich weiß nicht mehr wann, wankten Julia und ich den Gürtel entlang. Sie wohnte damals noch in der Hütteldorfer Straße und ich nehme an, wir gingen von einem Lokal nach Hause.

Genaueres ist mir entfallen.

Ich bin mir auch nicht mehr sicher, worüber wir sprachen, aber irgendwann begannen wir, über Materialien zu diskutieren. Julia meinte, jedes Material sei widerspenstig und würde sich von sich aus gegen eine Bearbeitung wehren. Ich war anderer Meinung und behauptete, Materialien seien willenlos und hätten überhaupt nicht die Fähigkeit, widerspenstig zu sein.

Mittlerweile gebe ich Julia, auch wenn sie unser Gespräch längst vergessen haben dürfte, recht. Dieses Material ist nicht willenlos, ich glaube mittlerweile sogar, dass es lebt, dass es sich tatsächlich gegen die Bearbeitung zur Wehr setzt.

Mit dem Fließmittel komme ich nicht weiter.
Ich schaffe es zwar, eine gute Mischung zu erzeugen, die
(wie in der Packungsbeilage beschrieben),
wie Honig zerläuft.
Er lässt sich wunderbar in die Form füllen,
blubbert eine Zeit lang,
bis man denkt, es könne sich unmöglich noch Luft darin befinden.
Nach dem Ausschalen allerdings ist die Oberfläche voll mit Schlieren und Mehlnestern.

In meiner Verzweiflung suche zum zweiten Mal Roland Reiter auf.
Ich mag Roland Reiter.
Das liegt nicht an seinem Wissen, das für sich schon Respekt einflößend wäre,
sondern vielmehr an seinem Wesen und an seiner Art zu sagen:
Vergiss die Chemie!
Nimm Dir eine Schlagbohrmaschine, stell die

Schalung auf einen Tisch und drück voll drauf.

Dann siehst Du schon, was der Beton macht.

Vergiss die Armierung!

Nimm nur feines Korn.

Sieblinie Null bis Drei.

Gottfried Bechtold verwende Flugasche als Zusatz für seine Mischung.

Ich habe aber keine Ahnung, wo man Flugasche kaufen könne.

Das wisse eben nur der Bechtold.

A Iso wieder zurück zum Normalbeton.
Leicht zementlastige Mischung,
nicht zu trocken,
hoher Mehlkornanteil,
Größtkorn 3mm,
keine Armierung

Gestern schalte ich den dritten Versuch aus und erstmals gibt es Grund, optimistisch zu sein. Schon die ersten beiden Güsse hatten eine regelmäßige Oberfläche, allerdings noch zu viele und zu große Lunker. Und das, obwohl ich die Form geklopft hatte, so lang und fest ich konnte (auch die Schlagbohrmaschine trug nicht zur Besserung bei).

Das beste Ergebnis bei der Verdichtung gelingt im Allgemeinen mit Vibrationsnadeln. Sie werden schnell in den Beton eingeführt und langsam wieder herausgezogen. Währenddessen vibrieren sie mit bemerkenswerter Kraft und Geschwindigkeit.

Natürlich werden diese Nadeln vor allem am Bau eingesetzt und haben für meine Zwecke einen viel

zu großen Durchmesser.

Also baute ich meine Reciprosäge zu einem Innenrüttler um.

Ich montierte eine Nirostastange auf das Sägeblatt, drückte den Anhaltknopf voll durch und rüttelte den Beton von innen.

Kaum tauchte das Rohr in den breiigen Beton ein, begann er, sich zu verflüssigen.

Bis auf einige kleine Luftporen ist das Oberflächenbild absolut akzeptabel.

Ich werde meine Rüttelsäge noch etwas optimieren.

Habe noch fast zwei Monate Zeit.

Alles wird wieder gut werden.

Habe seit drei Wochen nichts geschrieben, nur noch einen Monat Zeit und mein Arsch geht mir auf Grundeis.

Die Widerspenstigkeit des Materials macht sich wieder bemerkbar. Diesmal ist es aber das Papier, das gegen mich arbeitet.

Letzten Sommer fragte mich Franz, ob ich bei seinem Seminar teilnehmen wolle (Das hätte ich auch gewollt, wenn er mich nicht gefragt hätte, aber ich fühlte mich doch ein bisschen gebauchpinselt, was mir nicht schlecht gefällt). Ich muss daher ein Buch machen, was meiner momentanen Zeitplanung so gar nicht entgegenkommt. Meine Idee war es, großflächige Prägungen anzufertigen: ein ganzes Gemälde abgießen,
wieder abgießen,
dann ausgießen,
das Papier drauflegen,
prägen,
zerschneiden
und binden lassen.

Denkste.

Ich versuchte es zunächst mit dem Prägestift, Millimeter für Millimeter, mit großem Druck.

Die ersten Versuche kreisförmig, mit immer kleineren Stiftdurchmessern,
stundenlang,
dann kreuzförmig, mit Lineal, um den Verwerfungen des Papiers, die sich ab einem gewissen Format ergeben, entgegenzuwirken.

Die Ergebnisse waren grauenhaft.

Sämtliche Papiere, unabhängig von Grammaturn und Beschaffenheit, warfen sich und zerknitterten und ließen sich nicht ohne Verlust der Prägung glätten.

Es ist ebenso wenig möglich, die Papiere mit einer Presse zu prägen, da ansonsten mein Betonklischee zerbrechen würde.

Also gehe ich dazu über, selbst Papier zu schöpfen.

Meine ersten Versuche liegen einige Jahre zurück und waren von schlechter Qualität.

Diesmal verwende ich kurze und lange Cellulosefasern, Kaolin und Planatol in einer extrem wässrigen Lösung.

Nach etwa 30 Versuchen habe ich folgende Vorgehensweise etabliert:

Das Papier schöpfen (nicht zu dünn),
abgautschen und mit viel Druck vorpressen,

eine Trennschicht auf das Klischee auftragen,
das Papier mitsamt dem Filz auflegen,
mit einem Schwamm abstreifen,
den Filz entfernen,
langsam antrocknen lassen,
leicht föhnen,
mit dem Stift in Kreuzschraffur und mit leichtem
Druck prägen,
etwas föhnen,
ein zweites Mal prägen,
langsam trocknen lassen,
vorsichtig abziehen.

Die Rückseite des Papiers ist zwar nicht ansehnlich,
doch die Prägung ist exakt,
die kleinsten Haarrisse bleiben im Papier sichtbar.

Doch es ist die reinste Willkür des Materials:
Ein Versuch gelingt, der Nächste scheitert.
Und ich finde nicht heraus, warum.
Einmal lässt sich das Papier von der geölten Ober-
fläche abziehen,
das nächste Mal reißt es auf und bleibt haften.
Dann wieder lässt es sich abziehen und wellt sich,

oder auch nicht,
oder ist so ölig und durchscheinend, wie ein Papp-
teller mit einem fettigen Pizzaeck vom Praterstern.
Eigentlich wollte ich den Abgüssen ein, zwei groß-
formatige Prägungen gegenüberstellen,
aber im Moment scheint das völlig aussichtslos.

Ich brauche noch ein letztes Bild, und die Zeit hat schon vor Längerem begonnen, mir wegzulaufen. Heute muss ich steigern: Meine Auswahl ist auf zwei Gemälde desselben Anbieters begrenzt:

„18.Jhd.: Dame mit Papagei. Öl/Lwd., stark übermalt. Sehr dekorativ.“,

sowie

„18.Jhd.: Dame mit Rose. Öl/Lwd., stark übermalt. Sehr dekorativ.“

Das erste Bild stand bis vor fünf Minuten bei 89€, das Zweite bei 103€.

Mittlerweile liegen beide bei 130€, und es bleibt noch eine Stunde Zeit.

Ich bin angespannt, denn beide Bilder wären perfekt:

Ich suche ein Hochformat, mindestens 70x90, will noch einen schlanken Quader erstellen.

Zudem haben beide Bilder genau die richtige Oberfläche: Einige Bereiche sind nicht restauriert und lassen die grobe Leinwand erkennen. Andere,

überarbeitete Stellen, zeichnen sich durch pastosen Farbauftrag aus.

Ich aktualisiere jede Minute.

Ein Bieter macht mir Sorgen:

7***n hat den Preis bei beiden Auktionen in die Höhe getrieben, und ich kenne sein Limit nicht.

Die Bilder sind nicht viel wert, alles über 150€ würde schmerzen, aber ich bin seit Tagen auf der Suche und muss einfach zuschlagen.

Die Dame mit Papagei liegt bei 136€.

Noch 53 Minuten.

Es ist bestimmt einmal ein hervorragendes Bild gewesen: Es zeigt eine Frau mittleren Alters im Profi, vor umbrabraunem Hintergrund und grünem Stuhl.

Sie ist im Stil des Rokoko gekleidet, mit Diadem, prunkvollen Ohrringen, einem hellblauen Kleid mit üppiger Bordüre und einem purpurroten, wallenden Umhang.

Hinter ihrer rechten Schulter sitzt ein Papagei (oder ein Kakadu, oder was weiß ich).

Mit ihrer linken Hand hebt sie den Umhang an, ihre Rechte hält etwas, das zunächst an ein Butterfass

erinnert, sich jedoch als Regen- (oder Sonnen-) schirm herausstellt. Er dürfte, wie einiges andere, dem Restaurator zum Opfer gefallen sein.

In unverhältnismäßig (aber für meine Zwecke wundervoll) dickem Farbauftrag hat er zudem die Draperie verunstaltet, die Perspektive und den Schattenwurf ausgelöscht und dem Gesicht einen viel zu strengen Ausdruck verliehen. Die kantigen Wangenknochen, kombiniert mit dem hochgesteckten, fast grauen Haar und den tiefen Augenhöhlen, lassen die Frau aussehen wie eine barocke Dragqueen. Arme und Hände sind in ihrer Umrisszeichnung sehr grazil, jedoch flach und undifferenziert übermalt (was unpassend impressionistisch wirkt).

Unverändert dürften der Brokatstoff des Kleides, das Geflügel und der feingliedrige Schmuck sein.

Noch 42 Minuten bei 136€.

Ich weiß nicht, ob es ein gutes Zeichen ist, dass der Preis nicht weiter steigt.

Im besten Fall interessieren sich nur 7***n und ich mich für das Bild. Wenn dem so ist, wird er die Zeit ablaufen lassen, und nicht weiter bieten. Ich schätze, sein Limit liegt bei 150, maximal 200€. Interessiert

sich jedoch noch eine dritte Person dafür, wird sie, wie ich, bis zum letzten Moment warten, um ein Gebot abzugeben.

Dann entscheiden Sekundenbruchteile.

Und dieses Rennen habe ich bisher noch immer verloren.

Die Dame mit Rose steht bei 40 Minuten und 130€.

Durchaus denkbar, dass die Bilder vom selben Maler stammen.

Die Dame mit Rose ist wesentlich weniger dem Barock verpflichtet, als die Dame mit Papagei.

Das Bild zeigt ebenfalls eine Frau, etwas älter als die Erste, ebenfalls im Profil, nur diesmal nach links geneigt. Ihre Kleidung ist nicht weniger nobel, aber sehr viel dezenter. Nur leicht zeichnet sich ein Purpurmantel mit Fellkragen hinter einem türkisen Brokatkleid mit floralem Muster ab. Eine rosa Scherpe greift die Farbigkeit der Rose in der linken Hand der Dame auf.

Auch sie ist teuerst geschmückt.

Dieses Bild scheint weniger stark überarbeitet, ist insgesamt viel blasser, fahler und nobler. Hände und Gesicht sind detaillierter, der Blick schweift

würdig in die Ferne und hat nichts von der lasziven
Strenge der Dame mit Papagei.

Noch 33 Minuten.

Eines der Beiden muss ich haben, egal welches.

Aber lieber das Erste.

Noch 28 Minuten 4 Sekunden bei 136€.

Ich wage es noch nicht, in die Auktion einzusteigen.

Timing ist alles.

Und die Nerven bewahren, Nerven bewahren,
Nerven bewahren.

Ich trinke ein Glas Wein.

Den ganzen Tag verfolge ich die Bilder schon.

Nebenbei präge ich Papier, aber im Wesentlichen
starre ich auf meinen Monitor.

26:12

Ich öffne den Button „Bieten“ in einem neuen Fens-
ter und skaliere es, sodass ich die Preisentwicklung
beobachten und zugleich schnell reagieren kann.

Die Frage ist, wie viel man bereit ist, zu riskieren,
wie viel man bereit ist, zu investieren.

Das Papageienbild ist unmöglich weiter zu verkaufen, und Julia würde mich bestimmt verprügeln, wenn dieses Monstrum im Wohnzimmer hinge. Aber es ist, wie gesagt, wie geschaffen für meine Zwecke.

20:36, 136€

Das Zweite ließe sich sowohl verkaufen, als auch aufhängen.

22:14, 130€

Ich stelle mir vor, dass es sich um Schwestern aus dem böhmischen Landadel handelt, obwohl ich mir nicht sicher bin, ob man sich als böhmische Landadelige derartigen Schmuck leisten kann. Andererseits scheint der Ring der Rosenfrau zum restlichen Schmuck der Papageifrau zu gehören (in Silber eingefasster Türkis) – vielleicht war es die einzige Kollektion in Familienbesitz. Der Purpurmantel mit seinem Pelzkragen wiederum wirkt beinahe royal. Ich weiß auch nicht, wie leicht es im ausgehenden 18. Jahrhundert war, sich einen Kakadu anzuschaffen (bin mir aber auch nicht sicher, ob dieser seltsam dreinblickende Vogel tatsächlich einem natürlichen Vorbild folgt, oder nicht doch eher ein Fantasie-

konstrukt des Künstlers ist).

(Das erinnert mich an el Grecos Portrait Charles de Lorraine-Guises: Der französische Kardinal ist im Stil der Papstportraits Tizians dargestellt. Hinter ihm befindet sich, in einem Fenster sitzend, ein Papagei. Das lateinische Wort für Papagei, *papangallo*, bedeutet auch „französischer Papst“, womit Charles de Lorraine-Guises wohl seinen politischen Anspruch verdeutlichen wollte, was durch seinen frühen Tod obsolet wurde.)

12:04, noch immer 136€

Die Frau mit Rose liegt bei 13:10 und 132€: *o***k* bot 131, daraufhin hat *7***n* sein Gebot automatisch erhöht und liegt wieder in Führung

7:40 bei 137€ für den Kakadu: *d***n* ist nach längerer Abwesenheit wieder in die Auktion eingestiegen, *7***n* ist überboten. Ich muss das Maximalgebot von *d***n* herausfinden, sollte 151€ bieten, oder 200€? 200€ könnte ich mir gerade noch leisten. Aber ist das Bild das wert?

Noch 5:50.

Ich kann kaum noch einen klaren Gedanken fassen.
Der Wein und der leere Magen verbessern meinen
Zustand nicht gerade.

4:30

Es ist nicht selten, dass sich die Preise in den letzten
Momenten verdrei- oder vervierfachen.

3:30

Ich biete 151€ und werde automatisch
von $d^{***}n$ überboten.

Fuck!

1:59, 152€.

Soll ich die 200€ riskieren?

1:30

Ich biete 150€ für die Rose und bin Höchstbietender.
Biete 170€ für den Papagei, bin Höchstbietender.

Und werde in der letzten Sekunde geschlagen.
Zuschlag für den Papagei um 172€.

Fuck!

Die Rose liegt bei 133€, noch 1:30.

Ich muss noch eins drauflegen.

Gehe aufs Ganze: 201€.

Und verliere auch diesmal.
Zuschlag für 202 in der letzten Sekunde.
Mein scheiß Internet ist einfach zu langsam!
Fuck!

Ich produziere wie am Fließband.

Hin und wieder machen die Schalungen Ärger, aber im Großen und Ganzen habe ich den Bogen raus, was die Wutanfälle langsam reduziert.

In vier Wochen werde ich präsentieren und obwohl ich es nicht für möglich gehalten hätte, bin ich ziemlich nervös.

Ich gebe mir noch eine Woche Zeit, um die Abgüsse fertigzustellen. Bis jetzt ist noch kein perfektes Ergebnis dabei, aber es geht in die richtige Richtung. Der Beton hellt etwa zwei Wochen nach dem Ausschalen auf, um dann seine endgültige Farbigkeit zu erreichen. Deshalb muss ich schön langsam fertig werden.

Ich muss auch noch sechs Sockel bauen, was aber dank meiner neuen Tauchsäge mehr Vergnügen, als Arbeit wird.

Ich muss mich zudem um das Papier kümmern, einen Rahmen bauen und den schriftlichen Teil abschließen.

Ich fahre nach Hietzing, um ein Bild abzuholen: „NUR HEUTE: Gemälde Windmühle, 200€!!!“. Es bleibt mir keine Wahl – es ist das erste interessante Bild seit Wochen.

Die Frau (mittleres Alter, harsch, Reihenhaus aus den 1920ern, Palmenstrandtapete im Wohnzimmer) fragt mich, ob ich Angst vor Hunden habe, was ich verneine, und zeigt mir das Bild auf dem Küchentisch.

Es sei von ihren Urgroßeltern, sie räume das Haus auf und habe keinen Platz mehr dafür, vor einigen Jahrzehnten wäre es restauriert worden.

Ich packe es ein und kraule den Labrador.

Leider ist das Bild auf Hartfaser doubliert und ich werde es erneut spannen müssen.

Es ist alt.

Richtig alt.

Im Inserat stand: mindestens hundert Jahre, aber es könnte tatsächlich aus dem 17. oder 18. Jahrhundert stammen.

Die Textur ist bemerkenswert: pastose Weißhöhun

gen, ansonsten breiter, lasierender Strich, einige Farbabplatzungen und Restaurationsspuren.

Wenn ich es nicht besser wüsste, würde ich sagen, es sei von Pieter Bruegel. Das ist es dann wohl doch nicht, aber es nimmt Bezug auf dessen Malerei und scheint auch geografisch aus dem Norden zu kommen (ich tippe auf Belgien).

Die linke Bildhälfte wird bestimmt von einer großen Windmühle und einem Wohnhaus. Ein altes Paar zieht einen Schlitten mit Brennholz über den verschneiten Boden vor der Mühle. Eine gebückte Gestalt steigt eine ausladend geschwungene Treppe empor. Hinter der Mühle erkennt man einen dunklen Wald, dessen Baumwipfel von Schnee bedeckt sind. Der Blick auf das Gebirge, welches sich vermutlich hinter dem Wäldchen befindet, wird verdeckt durch Regenschleier, die erst in der Bildmitte auflichten.

Rechter Hand befindet sich ein See und an dessen fernem Ufer ein Dorf mit schneebedeckten Häusern. Im Vordergrund führt eine Steinbrücke über den See. Zwei nobel gekleidete Figuren befinden sich auf der recht zweidimensional gemalten Brücke.

Eine, von der Sonne beleuchtete, Wolkenbank kontrastiert mit den düsteren Bergen.

Die Herrschaften auf der Brücke nehmen gewissermaßen den Betrachterstandpunkt ein, erblicken jedoch nur die eine, die helle und optimistische Hälfte des Bildes. Das Dorf, das Gebirge, die Sonne, die durch die Wolken bricht, das alles erscheint sehr idyllisch im Gegensatz zur Welt der linken Bildhälfte, die von Regen, von Kälte und Arbeit bestimmt, und ausschließlich von alten Figuren bevölkert wird. Die wegfliegenden Krähen hinter der Mühle verstärken noch diesen düsteren Eindruck.

Während wir von der rechten Bildhälfte durch die Barriere der Brücke und ihrer massiven Brüstung getrennt sind, fällt der Weg linker Hand zum Betrachter ab. Zugang zu dieser Szenerie scheinen wir also nur über die Arbeit und die Mühsal zu bekommen.

Es ist zehn Uhr Vormittag.

Ich trinke meinen dritten Kaffee im Garten der Rustenschacherallee.

Das werde ich in Zukunft vermissen.

Ich rauche wie ein Schlot, zünde mir eine Zigarette an der Glut der vorigen an.

Meine Hände sind feucht, und ich muss alle fünf Minuten pinkeln.

Die Kommission ist im Weißen Haus und ich wünschte, sie hätten mit meiner Arbeit begonnen.

Im Moment gibt es kaum etwas Schlimmeres, als zu warten.

Ich spiele mit dem Gedanken, ein Bier zu trinken, aber widerstehe.

Ich aktualisiere meine Mails und lese zum dritten Mal dieselben Nachrichten.

Die Zeit dehnt sich wie selbstverdichtender Beton.

Nach Stunden höre ich den Kies der Auffahrt knirschen.

Ich trockne meine Hände (was zwecklos ist) und streife mein viel zu warmes Sakko über.

Langsam schreite ich in Richtung Werkstatt.

Meine Arbeiten stehen unverändert, hexagonal angeordnet, in der Mitte des Raumes.

Das mit dem Papier ist dann leider doch nichts geworden. Ich habe es mit einer Radierpresse versucht, doch das Ergebnis war nicht präzise genug und ich habe beschlossen, mich auf die Abgüsse zu konzentrieren.

Aber wie sagte schon mein HNO-Arzt:

Manchmal muss man eben Abstriche machen.

Der Raum füllt sich.

Ich beherzige Marcellos Rat und positioniere mich so im Raum, dass ich nicht den besten Blick auf die Arbeit habe.

Ricarda wirkt leicht angespannt, ist aber im Vergleich zu mir die Ruhe in Person.

Sie kündigt mich an und alle Blicke wandern über die Arbeit zu mir.

Das mag ich.

Die Nervosität bröckelt von mir ab, wie unzureichend verdichteter Beton von einer saugenden Schalung.

Ich atme tief durch.

Franz schenkt mir ein Lächeln.

Wie immer, wenn ich nüchtern bin, fasse ich mich kurz:

Ich habe eben die Idee gehabt, Gemälde zu reproduzieren, und das habe ich auch gemacht, sei mir aber dann zu wenig gewesen, weshalb ich sie zu Quadern umgeformt habe.

Zunächst fällt das Gespräch auf den schriftlichen Teil meiner Arbeit.

Jo sie sei sich nicht so sicher, ob sie meine Herangehensweise verstehen könne.

Ich rechtfertige mich, im Laufe meines Studiums nun mal die Strategie entwickelt zu haben, über jene Dinge zu schreiben, die nicht aus der Arbeit selbst ersichtlich seien und die ohnehin ersichtlichen Aspekte nicht anzusprechen. Das entspreche ein bisschen dem Mantra von Thomas Bernhard, der behauptete, dass nur die unsichtbaren Vorgänge interessant wären. Außerdem sei es ja gar nicht meine Aufgabe, eine Art der Interpretation, der historischen Einbettung oder sonstigen Kontextualisierung abzuliefern, weil ich das schlichtweg nicht gelernt habe, und ich nun mal ebenso wenig

ein Kunsttheoretiker sei, wie ein Vogel ein Ornithologe, um Reich-Ranicki zu bemüßigen. Außerdem finde ich es nur konsequent, wenn die Strategie der Auslöschung des vordergründig Erkennbaren in der Arbeit ihr Äquivalent in der Auffassung des Textes finde.

Durchatmen.

Mara lugt hinter einem Sockel hervor und fragt in die Runde, ob die Lufteinschlüsse im Beton nicht zu vermeiden gewesen wären.

Dass sich im Beton Lunker befinden, sage ich, störe mich eigentlich nicht so sehr und ganz vermeidbar sei es auch nicht. Man müsse sich vorstellen, dass jeder Beton einen Luftanteil zwischen zwei und sechs Prozent habe und diese Lufteinschlüsse, die ja im Bauwesen durchaus Sinn machten, auch charakteristisch für das Oberflächenbild des Betons seien. Und wenn ich auf diese Optik ganz und gar hätte verzichten wollen, hätte ich ja genauso gut Sewacryl verwenden können, oder sonst was.

Aber weshalb, fragt Franz, sei dann der Beton, dem ja auch in der schriftlichen Arbeit recht viel Beachtung geschenkt würde, überhaupt so zentral?

Das sei, meine ich, einerseits vielleicht nicht so leicht nachvollziehbar, aber die Idee zu dieser Arbeit sei überhaupt erst über das Material entstanden und natürlich könne man jetzt sagen, ich hätte umdisponieren können, aber ich habe nun mal das innere Bedürfnis gehabt, mich mit diesem Material auseinanderzusetzen. Und natürlich habe es auch was mit der Charakteristik, wenn man so will, mit dem archaischen Charakter des Materials zu tun, das ja unterm Strich nur aus Stein bestehe – und vielleicht auch aus ein bisschen Schlacke. Aber im Wesentlichen sei es Stein, und diese Idee der versteinerten Bilder, die ja schon in das Ganze hineinspielt, wäre mit Kunstharz halt nicht aufgegangen.

Ricarda finde es bemerkenswert, dass ich mich ausgerechnet in meiner Masterarbeit einem anderen Medium widme als bisher, und ich mich so eindeutig von der Performance wegbewege.

Es stimme zwar, sage ich, dass diese Arbeit mit Performance nun wirklich sehr wenig zu tun habe, aber es stimme eben nicht, auch wenn viele den Eindruck hätten, dass ich ansonsten nur Performance mache. Der Kunstzellenkenotaph von 2013 zum Beispiel, in

dem ich die Kunstzelle im WUK zu einem Sockel machte, und eine 1:1 Kopie der Kunstzelle aus Holz draufstellte, sei doch recht nah verwandt zu dieser Arbeit. Vor zwei Jahren baute ich dieses Denkmal aus Papier, was ein großes Projekt gewesen sei und mit Performance auch nichts zu tun gehabt habe, und auch im letzten Jahr machte ich in erster Linie skulpturale Arbeiten, die ich halt nicht in der Uni präsentiert habe, und die Arbeit, die ich präsentiert habe, sei eine Zeichnerische gewesen. Und wozu studiere und präsentiere man überhaupt in diesem doch recht sicheren Rahmen, wenn man nicht bereit sei, hin und wieder ein kleines Risiko einzugehen. Ricarda finde diesen vermeintlichen Strategiewechsel nicht weiter dramatisch, zweifle jedoch an der Präzision der Arbeit, weil ich der Auswahl der Bilder nicht genügend Beachtung geschenkt hätte. Ich verweise etwas beleidigt auf den schriftlichen Teil meiner Arbeit, und darauf, dass meine Möglichkeiten beschränkt seien. Franz pflichtet ihr bei und meint, dass das auch seine erste Reaktion gewesen sei, er aber erstens meinen Punkt verstehe, bei der Auswahl pragma-

tische Gründe in den Vordergrund zu stellen und zweitens mittlerweile der Meinung sei, dass gerade diese scheinbar unbedeutenden Bilder bedeutungsvoller wäre, als wenn man es hier mit ausgewählten Meisterwerken zu tun habe.

In meinem Kopf versuche ich, Begriffe wie „*die selektive Erosion des Kunsthistorischen*“ oder „*die bewusste Ablehnung jeglichen kuratorischen Impetus zugunsten einer arbiträren Selbstorganisation vordergründig unbedeutender Kunst*“ zu sinnvollen Sätzen zu ordnen, doch es gelingt mir nicht und ich bemerke, wie sich eine etwas peinliche Stille im Raum breitmacht, sich alle Augen auf mich richten, während ich, vermutlich etwas ratlos, den Boden begutachte.

Celine, nach ihrer erfolgreichen Präsentation sichtlich entspannt, bricht das Schweigen, und fragt, was mich eigentlich an dem Ganzen interessiert habe.

Wieder fällt mir nichts ein.

Monatelang habe ich mir darüber den Kopf zerbrochen und als ich zum ersten Mal die Idee hatte, sprudelte ich nur so vor Verweisen und Interpretationen und Euphorie.

Ich versuche mich rauszuwinden, rede über Leon

Battista Alberti und seine Aussagen zu den konstitutiven Merkmalen der Malerei, über Manet und die ästhetische Moderne mit ihrer Selbstgewährwerdung der Flächigkeit, über Pollock und Stella und die Objekthaftigkeit des Bildes. Vielleicht, sage ich dann, habe es auch etwas mit dem allerersten Vortrag zu tun, den ich hier in der Klasse gehört habe. Es war Jean-Olivier Wahler, der damals sagte: „*Everything has been done, so let's go to work*“. Damit habe er gemeint, dass wir in dieser luxuriösen Position seien, uns keine Gedanken mehr über Originalität und Innovation machen zu müssen, da es in der Kunst ohnehin schon alles gegeben habe. Aber ursprünglich habe mich halt der Gedanke interessiert, die Farbe auszulöschen, das Bild zum Relief, zur Skulptur werden zu lassen und die Aufmerksamkeit auf Aspekte zu lenken, die in der Betrachtung von Malerei leicht verloren gingen. Außerdem sei mir gerade in der Beschreibung des letzten Bildes, das Blaue mit der Windmühle, das da hinten, wie Schuppen von den Augen gefallen, dass die Kunstgeschichte und die Kunstbetrachtung allgemein, gewissermaßen nach dem Matthäuseffekt

erfolge. Wer hat, dem würde gegeben, und einem berühmten Maler würde bei jeder künstlerischen Entscheidung auch eine intellektuelle, interpretative, eine über sich selbst hinausweisende, unterstellt. Bei einem Bild von Max Mustermann stelle man sich ganz andere Fragen, etwa in welcher Tradition es gemalt worden wäre. Ganz allgemein, und das habe meine Recherche auf eBay deutlich gezeigt, gehe man dann von der reinen Objekthaftigkeit aus: von wann sei das Bild, von wem sei das Bild, und was könne es wert sein.

Mir ginge es, um auf den Punkt zu kommen, also auch irgendwie um eine Rehabilitation des Unbekannten und um eine Nivellierung der Bedeutsamkeit durch die Eliminierung alles Dargestellten. Denn letztlich könne keiner der hier Anwesenden erkennen, ob sich nicht doch ein Caravaggio oder ein Caspar David Friedrich hinter einem der Bilder verbergen würde.

Jo sei sich ja nicht so sicher, ob diese hexagonale Anordnung wirklich passend sei, und wieso ich diese Entscheidung getroffen habe.

Jedes Mal, wenn ich eine Frage zur Präsentations

form gestellt bekomme, antworte ich leicht patzig, dass man schließlich irgendeine Entscheidung über das geeignete Display treffen müsse, und dass ich, in meinem Wesen alles andere als ein Ausstellungsmacher, letztlich auf meine Intuition vertraue, und es mir ja eigentlich gar nicht so wichtig sei.

Franz sehe das naturgemäß ein wenig anders, finde aber auch, dass die Höhe der Sockel, welche die Mitte jeder Plastik auf 145cm ausrichte, wichtiger sei, als die räumliche Anordnung. Irgendwie. Oder?

Ich gebe ihm recht und ergänze, dass ich den rituellen Charakter einer hexagonalen Aufstellung offener finde, als etwa eine lineare Anordnung, die sofort einen archivarischen oder archäologisierenden Beigeschmack hätte und zudem hierarchisierender wirken würde.

Rainer müsse gestehen, dass er den Schritt, die Bilder zu falten und zu Quadern umzuformen, nicht ganz nachvollziehen könne, da ja schon der vermeintlich flache Abguss des Bildes für sich ein Objekt und die zusätzliche Transformation aus seiner Sicht unnötig, und auch etwas didaktisch sei.

Ich schwadroniere darüber, wie ich versuchte, der

Gefahr eines Einzeilers auszuweichen, und dass es zwar stimme, dass die Bilder für sich ohnehin objekthaft wären, jedoch der Schritt weg von der Wand in den Raum hinein die Skulpturalität in einer Weise betone, die ja gerade einem didaktischen Eindruck entgegenwirken wolle, der viel eher gegeben wäre, würde man die flachen Objekte an der Wand präsentieren. Zudem sei die historische Geburtsstunde der Skulptur in ihrer Ablösung von größeren architektonischen Kontexten ja vor allem auch durch ihre Allansichtigkeit geprägt, die nicht gegeben wäre, wenn die Bilder an der Wand hingen.

Üblicherweise versuche ich, bei Präsentationen locker aufzutreten, viele Fragen nur indirekt zu beantworten und insgesamt den Eindruck zu erwecken, als nehme ich weder mich noch meine Kunst sonderlich wichtig (was natürlich die reinste Koketterie ist). Manchmal gelingt mir auch noch ein schlechter Wortwitz, um die Stimmung aufzuheitern.

Doch heute ist das anders.

Ich bin erschöpft von der Anspannung der letzten

Wochen und Monate und gebe mittlerweile einen Scheiß auf die Beurteilung.

Der Raum hat sich schon geleert und meine verbliebenen Kommilitonen lehnen an den Wänden oder sitzen am Boden, desinteressiert und gelangweilt und der Kunst überdrüssig.

Es ist nicht so schlimm, wie bei meiner vierten Präsentation, als Gerald Matt tatsächlich im Stehen einschief und auch nicht so schlimm wie bei meiner dritten Präsentation, als mich Robert Pfaller auf Briefmarkengröße zusammenfaltete und sich anschließend fast mit Jakob Steiner prügelte.

Aber alle scheinen froh zu sein, wenn dieser Tag vorbei ist.

Ich muss an den Beginn von Michel Houellebecqs „*Unterwerfung*“ denken:

„Am darauffolgenden Morgen (oder vielleicht schon am Abend selbst, ich kann es nicht genau sagen, der Abend meiner Disputation war einsam und alkoholgetränkt) begriff ich, dass ein Lebensabschnitt zu Ende gegangen war und dass es vermutlich der beste gewesen war.“

Nach einem höflichen Applaus trete ich hinaus in den frühen Nachmittag.

Ich spiele mit dem Gedanken, Antiquitätenhändler zu werden.

